

Ernst Wiechert: Heimat in Masuren

Von Burkhard Ollech

MASURISCHE STORCHENPOST, 13. Sonderheft, 1992

Von dem Dorf Sowirog hat noch keine Chronik erzählt. Die Chronik erzählt nicht von verlorenen Dörfern. Sie liegen an den Seen und Mooren jenes östlichen Landes, mit grauen Dächern und blinden Fenstern, mit alten Ziehbrunnen und ein Paar wilden Birnbäumen auf den steinigen Ackerrainen. Der große Wald umschließt sie, und ein hoher Himmel mit schweren Wolken wölbt sich über ihnen. Eine sandige Straße zieht zwischen ihren verfallenen Gartenzäunen entlang. Sie kommt aus den Wäldern und verschwindet wieder zwischen ihnen.

Sowirog, ein kleines Dorf in der masurischen Heimat Ernst Wiecherts, der Heimatort der Jerominkinder, liegt an einer kleinen Bucht am Nordufer des Niedersees, mitten in der Johannisburger Heide. Oder besser: dort war es einst. Von diesem Sowirog, übersetzt: der Eulenkügel, wird vermutlich keine Chronik mehr erzählen. Im Zuge der End-Germanisierung wurde er 1934 in Loterswalde umbenannt und verschwand von deutschen Karten, dann zog die Apokalypse des Krieges über ihn hinweg, und verstreute die Einwohner in alle Welt. Der letzte dort Verbliebene wurde Jahre nach seinem Tode gefunden. Haus um Haus, Stein um Stein verschwand der Ort; Reste alter Fundamente, aus Gebüsch starrende Kaminreste, unter Moos und Gräsern versunkene Grabsteine deckt der große Wald zu. Die letzte Lichtung wurde vor einigen Jahren eingewaldet. Nur der Steg zum See ist geblieben und die Insel, auf die der alte Jakob Jeromin zum Sterben ging.

Sowirog ist mehr als ein Ortsname. Es ist Symbol für das, was der masurischen Landschaft und ihrer Menschen angetan wurde: eine rigorose Germanisierung beraubte sie der Geschichte, der Krieg und seine

Folgen der Menschen. Was diese übrig gelassen hatten, zerstörte eine polnische Nachkriegspolitik, die zu befreien und retten vorgab, und doch nur im nationalen Wahn sich gebärdete. Wer heute nach Masuren suchen will, muß tief graben unter Moos und Unkraut. Die schönsten Zeugnisse hat uns Ernst Wiechert hinterlassen.

Masuren ist nicht Tannenberg, nicht polnische Sprache, nicht Moränenboden, durch den der Gletscherpflug gegangen ist, in dessen Furchen die Seen liegen. Es ist alles dieses, aber es ist seiner Seele Kleid, nicht seiner Seele Blut. Es ist schon eher das, daß seine dunklen Flüsse zum Narew ziehen, daß alljährlich durch seine Wälder der Wolf streift und daß über den Beginn seiner erkalteten Fährte der Wind geht, der aus Asien kommt. Daß die Namen seiner Dörfer dunkel tönen wie Sakrent, d.h. die Umkehr, wie Sowirog, d.h. der Eulenwinkel, wie Pruschinowen-Wolka, und ich weiß nicht, was das heißt.

Als Ernst Wiechert diesen Text für die Festschrift "Ostpreußen - 700 Jahre deutsches Land" im Jahre 1930 geschrieben hat, gab es vom alten Masuren nicht mehr vieles. Wiechert kannte es aus der Jugendzeit. Über der Seele Blut lesen wir weiter:

Es ist alles dies, und doch ist es mehr. Es gibt Wälder, die uns beglücken wie ein beglänzt Lächeln brüderlicher Erde, und es gibt Wälder, die mit einer unsäglichen Trauer sich über uns stürzen wie über ersehnte Opfer. Du gehst in sie hinein wie in eine fremde Stadt und denkst sie zu verlassen durch ein anderes Tor. Aber mit dem ersten Schritt weißt Du, daß es dieses andere Tor nicht gibt, daß sie vielleicht nicht aufhören gleich dem Walde der Zauberer, und daß Du niemals als derselbe aus ihnen heraustreten wirst auf die Straßen der Menschen. Sie werden Dein Blut vergiftet haben mit der dunklen Traurigkeit eines Totenzimmers.

Diese Traurigkeit zieht sich durch das gesamte Werk Ernst Wiecherts. Der Leser wird begleitet vom "klagenden Schrei des Fischadlers" und vernimmt den wehmütigen Ruf der Wildenten und Kranische. Wer den Ruf des Kranichs über den masurischen Wäldern gehört hat weiß, welche unsagbare Trauer über dieser Landschaft liegt. Ernst Wiechert hat beides sein Leben lang begleitet.

Mitunter, in den Nächten des blauen Lichts, wenn ferne Gewitter hineinintasten in die dunklen Gründe, Signale aus Wolken brechen und hinter flammenden und ersterbenden Horizonten verborgenes Erz sich leise drohend rührt, glaubst Du, daß die Seele der Landschaft erlösungssehend nach Dir ruft. Es weint im Walde, neben Deinem Weg, wo das Wollgras weißlich schimmert am Rande des Moores. Es weint gleich einem verlorenen und verirrtten Kinde an den dunklen Grenzen der Menschenhoffnung. Es weint nicht hinaus, sondern in sich hinein. Es trinkt nicht mehr die bittere Erde mit seinen Tränen, sondern sein bitteres Blut.

Was war es, das Wiecherts Bild von Masuren so geprägt hat und nicht anders? War es die Kindheit, die Familie, die Schwermut seiner Mutter; die Einsamkeit, das Abgeschiedensein von der ihn umgebenden Welt? Oder hat dieser empfindsame Mensch die ungeheuren Vorgänge wahrgenommen?

Ich habe erwähnt, daß wir in fast völliger Einsamkeit aufwuchsen, inmitten einer Bevölkerung, die nicht nur das Polnische als ihre Muttersprache brauchte, sondern die auch nach Lebensart, Beschäftigung und Herkunft den Beamten als Herrn betrachtete, so daß eine Art von Isolierung auch uns Kinder von ihr trennte.

Der geographische Raum, in dem Ernst Wiechert aufgewachsen ist, war einigermaßen begrenzt. Die Försterei Kleinort auf der großen Lichtung mitten im Wald, mit den wenigen Gehöften, die von dort zu sehen waren. Im Norden reichte der Raum vom Wongel-See bei Peitschendorf, hinüber zur Försterei Pfeilswalde und dem Maitz-See, an dessen Ufer das Grab seiner ersten Frau zu finden ist; nach Süden bis Cruttinen, dazwischen gab es nur Wald. Doch hat er sich sehr oft am Niedersee aufgehalten, bei seinem Onkel: irgendwo bei Samordei und der Förster mit dem polnischen Adelsnamen lebte vermutlich auf dem Fichtenhof. Von dort nach Sowirog ist es nur ein Spaziergang. Wiechert muß diese Gegend sehr gut gekannt haben, und dort hat sich sein Bild von Masuren am nachhaltigsten geprägt.

Und so sind auch die Dörfer. Sie sind so klein, daß ihre Namen nur auf den Karten verzeichnet sind, die der Soldat im Manöver braucht, und auch dort nicht einmal mit Sicherheit. Sie tragen Namen von einem fremden, traurigen Klang, alte Namen sogar, aber schon hinter der Kreisgrenze kennt sie niemand. Sie sind wie Gräber aus den Zeiten lang vergessener Kriege, eingesunken, mit verwischter Schrift. Im Frühling, wenn die Kirschen- und Birnbäume blühen und der Flieder auf dem kleinen Friedhof, können sie lieblich aussehen von ferne, vom anderen Ufer des Sees etwa, aber der Frühling ist rasch und wild in dieser Landschaft. Und wenn die Schneestürme von Osten über die Wälder kommen, decken sie alles zu, Straße und Graben, Giebel und Zaun. Wie gestorben sind dann die Dörfer unter einem ungeheuren Abendrot, und nur der schmale Pfad, der zu den Holzschlägen in den Wäldern führt, zeigt an, daß Menschenfüße dort gegangen sind.

Eine eigenartige, bizarre Welt, die Ernst Wiechert wahrgenommen hat. Sie mag wohl nicht auf das ganze Masuren zur Jahrhundertwende passen, doch es gibt Orte, die sich noch heute in diese Beschreibungen einfügen. Was wir hier lesen, ist mehr als topographische Beschreibung: es sind Symbole einer Welt der Armut und Vergessenheit. Wer sich etwas mit Masuren beschäftigt hat, kennt diese Welt aus Berichten der Kirche über die Zustände dort in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und so wie die Dörfer sind auch die Menschen.

Sie waren demütig und gebeugt, und in ihren Augen war noch abzulesen, wie die Jahrhunderte über sie hinweggegangen waren. Aber mitunter brach es doch aus den Fugen ihres Lebens heraus, ein dumpfer Zorn und ein wilder Haß gegen Welt und Gott, die ihr Spiel mit ihnen getrieben hätten, die sie enterbt und entäußert hatten, geschlagen und verflucht, und die doch ihren Zins einforderten, Geld und Söhne, Gebet und Hymne, Laster und Fron. Zuerst fluchten sie, und dann weinten sie, und am nächsten Morgen, beim Sternenlicht, nahmen sie wieder die Axt auf die Schulter und gingen in die Holzschläge, einer hinter dem anderen, mit Lappen um die Füße, während der Frost die Bäume spaltete und das Eis auf dem See schrie.

Wir fühlen uns an den unseligen Spruch deutscher Sprache erinnert: "Wo sich aufhört die Kultur, fängt sich zu leben an Masur". Ein Spruch der Hochmütigen, die das masurische Volk verachteten und demütigten. Es war der hochmütige Glaube an eine "höhere" Zivilisation, die letztendlich über dieses Volk nur Unglück und Zerstörung brachte, und es in den Untergang führte. Über Jahrhunderte durfte das masurische Volk in seinen Traditionen leben, doch als es zum Deutschen Reich kam, wurde es dem Untergang preisgegeben. Oder wie es im "Evangelischen Gemeindeblatt" Nr. 47 von 1900 zu lesen war, daß nämlich "das ganze masurische Volkstum ein Schutthaufen" sei, der ohnehin zusammenbrechen werde und abgetragen gehörte. Der junge Wiechert hat die Lage der Menschen nachempfinden können und wie kein anderer beschrieben. Sie wurde für ihn zu den Stellvertretern aller Beleidigten und Erniedrigten.

Und wer heute meine Hingabe an jene dumpfe östliche Welt mit dem gebrechlichen Hochmut der westlichen Zivilisation tadelt, ahnt nicht, daß sie eben eine ganze Welt war, unzersetzt und in ihren Wurzeln noch nicht gelockert, und daß, wer aus ihr hervorging, immer ein Fremdling bleiben mußte in der, der diesen Grund verloren hatte.

Wiechert hat Masuren nie aus einer überhöhten Position gesehen. Solches hat ihm die bürgerliche Rezeption seiner Werke "anzulasten" versucht. Selbst die Schilderungen der vielen jungen Menschen, die ihre masurische Heimat auf der Suche nach Brot und Auskommen verlassen mußten, lesen sich bei Wiechert als stammten sie aus einer zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Untersuchung.

Und aller Überfluß an jungen Söhnen, die kein Erbe zu empfangen hatten, verschwand in den westlichen Städten des Reiches, versank in den Bergwerken unter der Erde, vergaß die Wälder und Moore und bezahlte Lohn und Gewinn mit der Friedlosigkeit der im Dunkeln Lebenden, mit der Zugehörigkeit zur Masse der Hadernden, die ihnen doch fremd blieb bis zur Todesstunde.

Es war ein hoher Preis, den die Menschen an den ihnen verheißenden Fortschritt zu zahlen hatten. Und der war noch höher.

Kamen sie nach vielen Jahren einmal in die Heimat zurück, als ein kurzer Besuch für das staunende Dorf, in städtische Kleider gepreßt, mit Frauen, die dumm und hochmütig auf die Armut blickten, so standen sie heimatlos am Ufer des Sees, wie lebenslang Eingekerkerte, die das Licht vergessen hatten. Sie rühmten ihren Verdienst und ihr Leben, sie prahlten von dem, was sie dort vorstellten, aber ihre Worte klangen hohl und falsch, und mancher schlich sich in der Dämmerung zu dem wilden Birnbaum am Ackerrain, wo seine Kindheit begraben lag, und blickte in Schwermut und dumpfer Trauer auf das karge Land, das auch ihm verheißen worden war und das er hingegeben hatte um ein Linsengericht.

Bei solchen Sätzen muß man an die Gegenwart denken. Wie oft mag es passieren, daß Menschen sich ihrer masurischen Herkunft schämen, daß sie prahlerisch mit ihren Autos durch das Land ihrer Vorfahren reisen und doch nichts anderes wollen, als ihre Errungenschaften vorführen. Masuren, dieses arme, in seiner Schönheit fast schüchterne und zurückhaltende Land, hat sich nie einfügen wollen in die Bilder eines "zukunftsweisenden" Fortschritts. Darum sollten wir alle, die aus diesem Land unsere Herkunft ableiten, dankbar sein, daß es wenigstens einen gegeben hat, der seine Helden, stellvertretend für sich selbst, dort immer wieder ansiedelte und zurückkehren ließ. Wie jenen Thomas von Orla, der in seine masurische Heimat zurückkehrte, um eins mit ihr, den Frieden seines Herzens zu finden. Daß er den Menschen seiner Heimat ein würdiges Denkmal setzte, wie jenem Jakob Jeromin mit seiner Bibel, oder dem alten Fischer aus dem Roman "Das einfache Leben", der den neunzigsten Psalm nicht nur auf seinen Lippen trug, sondern lebte. Oder dem Jürgen Dorskocil, dem Fährmann, der irgendwo am Niedersee gelebt haben könnte, und der mehr vom Leben wußte, als alle Wissenschaft.

Laßt es uns glauben, denn wir bedürfen des Glaubens mehr als anderswo. Wir haben keinen Frühling auf unserer Erde, und vom September bis zum Mai stehen die Nebelgespenster vor unseren Türen und Herzen. Wir sind unserer Armut bewußt und unserer Einsamkeit, wir haben nicht Dome noch Paläste, nicht Glanz noch Größe der Geschichte. Der Einzige Märtyrer, den wir besitzen, hat uns nichts als sein Blut hinterlassen, und nur ein verrostetes Gitter auf sandigem Feld

zeigt die Stelle an, wo er starb. Aber wenn die erste Birke sich begrünt und der erste Bauer die Pflugschar in seine arme Erde senkt, scheint auch uns der Himmel sich zu weiten über dem ersten Schöpfungstag und der schwere Schritt des Pflügers uns einzureihen in die Gefährten des Bundes, den Gott mit aller Erde geschlossen hat, daß auf ihr nicht aufhöre Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

In seinem Essay "Symbol des masurischen Schicksals" aus dem Jahre 1984 erzählt Kazimierz Rosinski von einer Begegnung mit einem Waldarbeiter, der die Deutschen in den Wald von Sowirog erst gar nicht reinlassen würde, und überhaupt... der Ort wird bald von der Karte verschwinden und nur die Förster werden etwas von ihm wissen. "Der Arbeiter vom Niedersee irrt", meint Rosinski dazu, "Der Name wird bleiben. Symbole verschwinden nicht so einfach". Und Ernst Wiechert schließt den Epilog zum Roman "Die Jerominkinder" mit dem Satz: "...denn wir wissen nicht, was Gott noch einmal vor hat mit dem Sand von Sowirog". Dem schließe ich mich an. Nur: es ist nicht mehr viel geblieben von Masuren, und das Masuren wie mal war, wird es nicht mehr geben. Doch setzen wir alles daran, möglichst viel von den Verbliebenen zu erhalten. Das gilt auch, vielleicht sogar besonders, für die masurischen Neubürger. Nur gemeinsam können wir es schaffen möglichst viel in die Zukunft zu retten, in eine gemeinsame Zukunft. Das Werk Ernst Wiecherts möge uns dabei helfen.